

**Milan Nápravník****Ohne Hohn**

aus dem Tschechischen vom Autor und Heribert Becker

Wie ein streunendes Tier  
Ohne Zusammenhang mit der Stadt  
in der es sich von Straßenecke zu Straßenecke bewegt  
Ein trockenes Ahornblatt  
in Begleitung des Windes der in diesem Lande nie schlafen geht  
Im vierzehnten Arrondissement mit seinen breiten Platanen  
Es genügt ein paar Jahrzehnte vor der Kirchentür stehen zu bleiben  
Und die stumpfsinnigen Ankömmlinge zu betrachten  
Ihre hart zusammengerollten Gesichter  
Ihre vor Raffgier rau gewordenen Hände  
Die Knoten ihrer Enttäuschungen  
Die abgetragenen Hüte die über die Woche sorgsam in Schachteln aufbewahrt werden  
Alles riecht nach Bettelei und Pflichten  
Die Schritte sind gründlich und hart  
Es nieselt

In einem eher entlegenen Winkel hinter den Hinterhöfen fließt das Blut aus den Wunden von gut  
Erschossenen  
Mit dem Urin von abgerupften Profiten zusammen  
Man hört das Rascheln von Bilanzen  
Prozente klirren über den zugeschaufelten Gräbern  
Menschen in Spinnwebenschlingen (von der Perversion der Geschichte gewebt)  
Die sich ausbreiten von Pol zu Pol  
Wundern sich übereinander und alle über alle  
Wie ist es möglich Atompartikel zu sehen  
Oder hinauf auf den Mond zu hopsen  
Wie ist es möglich Stämme und Rassen auszurotten  
Oder Hunden Elektroden in die Köpfe zu rammen und ihnen die Drüsen abzubinden  
Im Namen der Zivilisation und irgendeiner Freiheit des Menschen  
Angeblich im Namen der Zivilisation und der Freiheit des Menschen  
Doch wovon man in der feinen Gesellschaft nicht spricht:  
Zu wessen Vorteil?  
Die Märkte zucken die Achseln  
Zecken kriechen vor Scham in die Zickenhaut  
Es kommt zur Sonnen- und Geistesfinsternis  
Zu wessen Vorteil?  
In der Ecke plappert ein Kind

Er zerbricht seine Feder es hat keinen Sinn mehr Gedichte zu schreiben

Ein lyrischer Text ist zuletzt nur Ausfluß des Gefühls der Zufriedenheit und der Hoffnung  
Und dies auch dann wenn er blutet  
Denn er ist an Händen und Füßen von dem Glauben gefesselt an die Macht der dichterischen Visionen  
Schöne Bilder verdecken häßliche Flecken auf den Wänden  
Obwohl sie sich zu Recht gegen das apodiktische Sabbern der Engagierten wehren  
Und gegen die biedere Tadelei der Täuflinge  
Und der Überzeugten  
Gegen die Bewohner von Kisten mit Zubehör  
Gegen die unsinnigen Sinnenlosen die sich täglich nach der immer gleichen Mahlzeit den Mund ablecken  
Nach immer dem gleichen Glas Bier  
Das sie behaglich gegen das Licht betrachten  
Um sich am Funken des Sonnenstrahls zu ergötzen der sich in dieser Flüssigkeit bricht  
Die aus den Poren herausgepreßt wurde  
Mit der Stockpresse die so alt ist wie die Basare der neolithischen Gesellschaft

Gestern oder vorgestern sind neue Rattenfänger mit frisch gewetzten Pfeifen eingetroffen  
Wieder mit den Freiheitsliedern  
Wieder mit den alten Fallen für neue Idioten  
Selber brennend haben sie Feuer gelegt in jedem Haus und in jeder Hütte in jeder Ritze der Welt  
Wieder mißbrauchen sie die uralten Sehnsüchte zugunsten der neuen Leibeigenschaft  
Zum wievielten Male haben sie neue Schmuckbänder auf die Weiden der archaischen Tempel gehängt  
Zum wievielten Male haben sie mit Licht geblendet um die Geblendeten in den Säcken der Finsternis zu fangen

Das Frühjahr kam oder wird bald kommen  
An den Büchen der Père-Lachaise hängen Eiszapfen herab  
Von denen Tropfen für Tropfen das braune Blut herunterrinnt  
Katzen winden sich unter den Hoftoren hindurch und verschwinden in den Schuppen  
Die Stadt riecht nach Schimmel  
Das Herz pocht vor Begeisterung und Angst  
Und die Abstraktionskrankheit  
Übermannt einmal mehr die Abwehrkräfte der Erfahrung und vielleicht auch die des Verstandes  
Sie vermauert alle Fenster und Notausgänge  
Und füllt die Lebensräume gänzlich mit dem unterkühlten Gas der Arroganz  
Ruhe!  
Und während die Kartoffelmünzen unters Bett rollen  
Während sich die Kupferarmbänder an den Handgelenken der Lunatiker schwarz färben  
Während die Sterne sich über den Ameisenhaufen des Firmaments bewegen  
Ist es strengstens verboten auf den Ambiten umherzuirren

## Traumbilder

Als ihr zarter Betonkopf  
An eine Hagebuttenrute sich lehnend zerfällt  
Fehlt ihrem Gesicht voller Schotter  
Voller Insekten  
Und vom Regen zertrümmert  
Selbst die geringste Spur von Mund um lächeln zu können

Es herrscht hier Abend und Frost  
Weissagungen des Windes brausen ihr im Ohr  
Dornen grausamer Gerten zittern vor Sehnsucht  
Und eine einsame Heckenrosenknospe  
Eine schwärzliche raschelnde Knospe ohne Duft  
Eine Knospe aus rotem Fleisch und verkrustetem Blut  
Ziert einen Riß ihres Helms

Man spürt noch den Geruch verbrannter Nägel

Sie hob die Augen und sah eine Mauer

II.

Ein bleierner Vogel von Sorgen schwer  
Gerade hat er zum Zeichen der Trauer den Kopf zurückgeworfen  
Da öffnet sich langsam die kleine Tür in der Mauer  
In der Mauer aus Haar  
Und ein bleicher Sarg  
Voll zertretener Därme gleitet aus ihrem milchigen Schatten

Es ist stockdunkel  
Überall duftet's nach Blut  
Aus rissigem Fenstergesimse regnen nur alte Zähne  
Von schwarzem Moos überzogenes Pflaster  
Erbebt von den Stößen des unterirdischen Herzens  
Und die schweißnasse Nacht auf dem Bahndamm liegend  
Spreizt brünstig die Gleise  
In fiebrhafter Erwartung des näherkommenden Zugs

Unterdessen entschwindet der Sarg  
Der Bleivogel sinkt in sein Gefieder  
Der Vogel der morbiden Dämmerstunde  
Er folgt ihm treu mit dem Blick  
Er folgt ihm treu bis zur Brücke  
Er folgt ihm treu bis er vom Nebel verschlungen  
Einsam  
Zwischen den Zäunen der Träume stirbt

III:

Wie lang ist es her  
Daß ein Schatten seinen Mann geworfen hat  
Um ihn in diesem feuchten  
Nicht wachsenden Schattengarten  
Umherirren zu lassen

Ein Mann geschaffen vom Licht  
Frucht dieser Mondnacht  
In dessen Brustkorb ein hungriges Spinnenweibchen nistet  
Ein Mann allein ein Traum in seinem Wahn  
Sooft er stürzt  
Beißt sich sein Innengast fest  
In seinem Herzen  
Um gierig an seiner Finsternis zu saugen

Wie lang ist es her

Auch wenn er seinen Kopf mit den Wurzeln herausreißt  
Er erinnert sich nicht  
Der Wind klaubt ihm weiße Wortblättchen  
Von den greuelbefleckten Lippen

IV:

In Schauern und Krämpfen  
Nackt und tiefend vor Schweiß  
Rüttelt sie entsetzt an dem weißen Metallstuhl  
An den man ihr die Hände band  
Fürchterlich bebt sie mit dem Bauch  
Aus ihrer Scheide spritzen mächtige Ströme von Blut  
Und ihr erschreckendes Heulen prallt heftig  
In vielfachem Echo  
Von den Wänden  
Vom Gewölbe dieser einsamen Kirche zurück  
Wie ein rasender Schwarm von harten Gummibällen

Derweil sucht eine halbierte Heilige regungslos nach Läusen  
Die Pfeiler schwitzen vor konvulsivisch-gotischer Lust  
Die frommen Bänke verwachsen mit Gras  
Irgendwo ertönt ein Glockenschlag  
Und die Gebälerin der Nacht

Stößt mit letzter Kraft  
Eine lebendige Rose aus ihrem Leib

Es tritt Stille ein

Etwas hat zu trinken begonnen

V.

Als sie naht

Mit einer Lampe in der Hand mit einer Flamme in der Lampe

Durch die dichten Schleier des Traums

Vermag sie nicht die Lust der weißen Zähne zu verbergen

Die hinter ihren spaltweit geöffneten Lippen

Vor Sehnsucht klappern

Es ist die Stunde der Stille

Über das Wehr des nahen Flusses schäumt Blut

Im nassen Gras zerfallen schwarze Blätter

Unter ihren Füßen

Und ein grotesker Wecker auf einer Ziegelmauer

Mißt unweit mit lautem Ticken die Zeit

Ein Schuß fällt in der Ferne

Bäume erzittern vor Kälte

Am anderen Ufer lacht jemand auf vor Angst

Sie entfernt sich

Geht fort

Doch die Lampe läßt sie im Gras zurück

Damit dieser Ort der Ödnis

Sie geht als möglich sichtbar bleibt

VI.

Es tagt zum zweiten Mal an diesem Morgen

Über den Trümmern der Wiese

Wie einige Porzellanstatuen mächtiger Priester stehen

Mit steifen Gliedern

Mit Heringsköpfen

Mit Hämmern und Sicheln anstelle der Hände

Mit leeren Blicken die weich gewordene Harfe anstarrend

Die auf der Bühne eines Leinentheaters

Am Rand des vom Regen zerfetzten Waldes stirbt

Es tagt zum zweiten Mal

Alles beginnt von vorn

Und die Hand die eine Kerze hochhält

Erlahmt beim Anblick des Hundes

Des verdienstvollen Geschwüreträgers

Der unter den Klängen  
Eines munt'ren Protestlieds der Liederlichkeit  
Und beim kampfeslustigen Donnern der brechenden Herzen  
Gierig das Fleisch  
Eines frisch geschlachteten Revolutionärs  
Verschlingt

VII.

Nur der Wind rüttelt am Haustor  
Der Junge aber  
Flüchtet entsetzt mit seiner abgehackten Hand  
Den Flur voller Blattwerk entlang  
Über die Treppe aus Fleisch  
In das Schlafgemach voller Träume  
Worin betäubende Stille herrscht

An der Südseite blühen Sonnenblumen  
An allen Wänden flüstern Tapetenfetzen Fetzen von düsteren Sätzen

Der Kaminspiegel wechselt Gesichter  
Das Buch der Nacht erhebt sich  
Und fliegt träge auf wie ein alter Geier  
Um sich mit Schreckensschreien in der Ferne zu verlieren  
Im dunkelsten Winkel der Endlosigkeit

Es ist Nacht  
Nur der Wind bläht die Vorhanghäute  
Das faule Fensterloch enthüllend  
Hinter welchem ein Blutmeer seltsam wogt  
Und der Junge seine abgehackte Hand zur Ruhe bettend  
Lächelt  
Mit hungrig gefletschten Zähnen  
Als er die starren bleichen Finger anstarrt  
Die ein Bündel geduldig brennenden Grases umklammern

## Alpdrücken

Aus dem Tschechischen von K. B. Schäubfelen & T. Kafková

Ich kann es ihnen nicht recht machen, als hätte ich irgendwo einen Grund. Ich wiederhole es hundertmal, tausendmal, als hätte ich irgendwo einen Grund, und sie können es nicht begreifen ... Manchmal passiert es, ich nehme einen Wecker und drehe die Zeiger rundherum. Nichts, Ich lasse das und trinke ein Glas Wasser. Nichts. Immer würden sie auf mich zeigen, wenn ich mich nicht gut verstecken würde, wenn ich mich vor ihrem Zeigen nicht hinter irgendeinem Möbelstück verstecken würde, zum Beispiel hinter einem Sessel. Schöne Geschichte. Ich gehe und verstreue Worte, hier und da eins oder zwei, gehe über die Straße und schlüpfe durch die Pforte. Nichts. Ich gehe zurück. Oder gehe nicht. Gehe nicht zurück und stehe hinter der Pforte und schaue sie an, aber es ist alles umsonst, als wäre ihnen etwas zum einen Ohr hineingekrochen und hätte vergessen, zum anderen wieder herauszukriechen. Hund. Manchmal wache ich auf und starre zur Tür. Vielleicht amüsiert es sie, mich ganze Nächte anzuschauen, wie ich schlafe, wie ich schlafe und schnarche, und ständig müssen sie auf mich zeigen, sie sagen kein Wort, lächeln nicht einmal dabei, Zeigefinger wie Dornen. Ich habe schreckliche Lust, einen Schlauch zu nehmen und sie mit Wasser zu bespritzen oder sie mit Kalk zu bestreuen, sie mit ungelöschtem Kalk zu bestreuen und mit Erde zuzuschütten ... Wenn ich auf dem Klo sitze, kratzen Fingernägel an meiner Tür. Sie kratzen, klopfen ans Fensterchen, tuscheln etwas miteinander, lachen, girren, bellen, quaken, rufen mich bei meinem Namen und fragen nach Einzelheiten. Sowie ich die Tür aufmache, verstummen sie. Verstummen, treten ab, aber fangen an, auf mich zu zeigen, sich zu stoßen oder sich die Hände zu reiben ... Während sie solche Dummheiten machen, vermehrt sich alles hinter ihrem Rücken. Ich sehe zu, wie es sich vermehrt, und möchte mich umbringen, aber sie würden auch auf meine Leiche zeigen. Ich stehe da und sehe zu, wie es sich vermehrt, ich möchte nachdenken, ich denke nach, dann sehe ich, daß sie auf mich zeigen, wie ich nachdenke, also denke ich nicht nach. Schließe die Augen. Schließe die Augen, es ist umsonst, ich höre, wie sie auf mich zeigen und wie es sich vermehrt. Ich verstopfe mir die Ohren. Der Lärm schwillt an. Wenn ich mir die Trommelfelle zerstechen würde, schwölle der Lärm an, bis alles zittert ... Manchmal setze ich mich ans Klavier und hae in alle stummen Tasten, spiele einige Stunden auf allen stummen Tasten, damit keine Musik zu hören ist. Manchmal setze ich mich ans Klavier und hae in alle tönenden Tasten, spiele einige Stunden auf allen tönenden Tasten, damit kein Lärm zu hören ist. Manchmal setze ich mich ans Klavier, sitze mit hängenden Armen und rühre mich nicht. Sitze, schaue auf eine Stelle, und diese Stelle bleibt immer dieselbe. Sie zeigen auf mich, als säße in mir etwas Unreines, aber ich schaue auf eine Stelle, manchmal schlafe ich ein, manchmal wache ich auf, die Stelle bleibt immer dieselbe, eine Stelle wie ein Schwein! Ich rechne: zweimal zwei sind vier. Ich rechne, eine Weile glaube ich es, eine Weile zweifle ich daran. Ich rechne wieder. Rechne: zweimal zwei sind drei. Ich bemühe mich, sie zu ermüden, aber sie sind, scheints, nicht zu ermüden. Wenn ich nicht wüßte, wenn ich nicht erkannt hätte, daß sie Angst haben, könnte ich sie vielleicht erschrecken. Ich weiß aber, daß sie nicht nur auf mich zeigen, sondern auch Angst haben, ich weiß, sie haben Angst wie Kinder ... Manchmal tun sie mir leid. Manchmal tun sie mir leid, manchmal bin ich wütend auf sie. Ich stelle mich wie eine Gipsfigur auf ein Podest und stehe so absichtlich lange Zeit, dann stürze ich plötzlich herab, aber auch wenn ich in Stücke ginge, würden sie nicht aufhören, auf mich zu zeigen. Ich sage mir, mach was du kannst, immer sage ich mir, mach was du kannst, aber ich mache nichts. ich müßte sie umbringen. Vielleicht müßte ich sie umbringen und dann im Blute waten wie ein Metzger, vielleicht müßte ich in sie hineindreschen wie in ein Kornfeld, aber sie würden nicht aufhören, sich zu zeigen, wie ich sie

umbringe ... Ich habe weiße Hände und habe weißes Haar. Jahre schon habe ich weiße Hände und weißes Haar, und Blut, ein Blut wie Milch. Seit sie auf mich zeigen, seit der Zeit habe ich weiße Hände, weißes Haar und weißglühendes Blut. Ich schneide mich in den Finger, und das Blut tropft auf den wie Blut weißen Boden. Ich kann nicht wahnsinnig werden. Ich kann weder wahnsinnig werden noch ihre auf mich gerichteten Zeigefinger abwenden. Es ist mir schwer. Sie stehn vor meinen Fenstern und zeigen sich mein Haus, zeigen auf mich, als wäre ich an allem schuld. Ich bin nicht schuldig, ich weiß, daß es sich vermehrt, ich weiß es viel zu gut, aber ich kann es ihnen nicht sagen, ich kann es ihnen nicht schreiben, ich kann es ihnen nicht zeigen. Ich bin nicht daran schuld, daß es sich vermehrt. Wenn sie mir den Rücken zukehrten, würden sie es selber sehen, würden sie sehen, wie es sich verreaht, und könnten darauf herumtreten. Ich bin nicht daran schuld, daß sie sich nicht umdrehen können. Es ist wie auf einem Kinderbild: inmitten von allem ist ein Käfig und in dem Käfig ein Vogel. Du machst den Käfig auf, der Vogel sitzt und rührt sich nicht. Du machst den Käfig wieder zu, der Vogel sitzt und rührt sich nach wie vor nicht. Du kannst den Käfig hundertmal hintereinander auf- und zumachen, der Vogel rührt sich nicht. Du kannst gehen, kannst tun, als nährst du von ihm keine Notiz, der Vogel rührt sich nicht. Du kannst bei ihm stehen und ihm ein Stück warmes Fleisch anbieten, der Vogel rührt sich nicht. Du kannst ihm ein Spiegelchen geben, einen Revolver, einen Kinderkopf, du kannst ihm zurufen, pfeifen, singen, der Vogel rührt sich nicht. Du kannst ihn mit einem Stöckchen stoßen, kannst ihn mit einer Nadel stechen, ihm aus der Bibel vorlesen, ihm was einreden, der Vogel rührt sich nicht. Je länger, desto besser: es ist ein ausgestopfter Vogel ... Am Anfang ... am Anfang erschreckte es mich. Ich ging im Zimmer auf und ab, zündete mir eine Zigarette an, blies das Zündholz aus, sog den Rauch ein, umkreiste den Käfig im Zimmer und bemühte mich, mir etwas auszudenken. Ich konnte nichts ausdenken. Ich konnte vielleicht deshalb nichts ausdenken, weil alles schon ausgedacht war. Was man ausgedacht hat, ist ausgedacht, was man nicht ausgedacht hat, ist nicht ausgedacht. Vielleicht gab es nichts mehr auszudenken. Vielleicht gab es nichts mehr auszudenken, aber es ist auch durchaus möglich, daß sich nichts mehr ausdenken ließ. Vielleicht konnte ich nichts mehr ausdenken, weil sie immer auf mich zeigten. Ein Loch. Hundert Jahre kannst du Sand aus einer Hand in die andere schütten, hundert Jahre kannst du Sand umschütten, Körnchen für Körnchen, und dennoch wirst du es nicht zuschütten. Hundert Jahre kannst du Sand aus den Augen kratzen, hundert Jahre kannst du Sand auskratzen, Körnchen für Körnchen, und dennoch wirst du es nicht auskratzen. Alles wiederholt sich, und je länger, desto mehr vermehrt es sich. Alles wiederholt sich, und je länger, desto größer das Stück, je länger, desto größer der Schlag, bis eines Tages, eines Tages verschwindet der Boden, und der Fall wird ohne Ende sein ... Ich bin nicht schuld. Ich habe keine Wahl. Ich kann nicht wählen. Manchmal kann ich so tun, als könnte ich wählen, aber ich kann nicht. Wenn sie immer auf mich zeigen, wenn sie immer mit den Augen an mir hängen, weiß ich, was ihnen passieren wird, aber sie wissen es nicht. Und inzwischen vermehrt es sich hinter ihrem Rücken, kriecht die Wände hinauf, durch die Ritzen der Bretter, auf Bäume hinauf, ihnen die Beine hoch, kriecht über ihre Knöchel, ihre Waden, über die Oberschenkel, über den Bauch und vom Bauch zur Nase. Ich kann nichts machen. Ich sitze am Klavier mit hängenden Armen und schaue zu.

**Aus:**

**Kassiber,**

**1957**



**Assimilation**

Für Lenka

Seht die Frau erschaffen aus Milch  
Aus Kupfer und Ruß  
Die auf ihren zarten Armen  
Ein neugeborenes Kind von Tausenden von Hoffnungen wiegt  
Die Augen in die eigenen Tiefen getaucht die voller Geheimnisse sind  
Denen heimtückisch ein stickiges Lachen entsteigt  
Und Grausamkeit  
Noch nicht entfaltet (erst Knospe künftiger Grausamkeiten)  
Doch schon heute erfolgreich an den wackligen Toren aller morschen Behausungen rüttelnd

Seht die Frau erschaffen aus Kupfer Ruß  
Und Milch  
An ihren weißlichen Armen rankt sich der wilde Wein der Liebe empor  
So mächtig  
Und so bindend  
Daß er jedem an dem er sich festkrallt tief ins Fleisch einschneidet  
Haut man ihn hinein so quillt aus ihm die schwarze Lava der Leidenschaft  
Weiß von Glut und von der Kälte der puren Inbrunst  
Haut man in sie hinein so stirbt sie  
Ihr eigenes Opfer  
Den betäubenden Duft des lange und sorgsam geheimgehaltenen Spiels  
Der perlmuttbesetzten Selbstbeherrschung verströmend

Seht die Frau erschaffen aus Ruß aus Milch und Kupfer  
Deren Liebkosung immer wieder auf ewig ohnmächtig wird  
Mit dem Gefühl unlöschbaren Durstes  
Unversponnenen Garns  
Mit einer Begierde die voller Hohlräume ist  
Sie kleidet sich langsam aus in ihre Nacktheit sich kleidend  
Wendet sich langsam um  
Steht still  
Läßt langsam bleiche Rosen von den rosigen Knospen ihrer Priesterinbrüste fallen  
Und stürzt sich jäh ohne Schrei rücklings in die Träume  
Mit einem triumphierenden Lächeln der Allwissenheit in den Augen  
Mit der blauen Flamme der Begierde zwischen den Zähnen  
Mit einem Schoß den der heiße Schlüssel der Wollust geöffnet hat  
Entschlossen auch das Leben zu empfangen  
Und es auf Gedeih und Verderb den Händen des tödlichen Lebens auszuliefern

Seht die Frau erschaffen aus Milch  
Aus Kupfer  
Und Ruß

Es ist Zeit sie auszutrinken  
Und zu sterben

Aus: Der Wille zur Nacht, 1980  
© Milan Nápravník